

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 31

Artikel: Saas-Fee
Autor: Braun, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

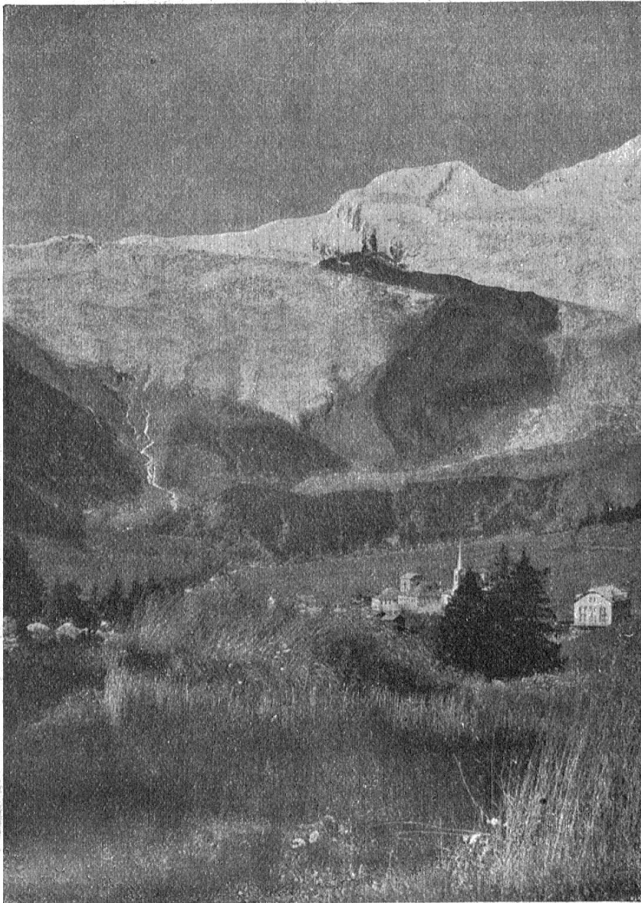
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Saas-See mit Seegletscher und Alphubel.

Saas-See.

Ein Blumenteppeich, wunderbar gewoben,
Umgeschlossen von der Berge weitem Kranz,
So liegst du, Saas-See, in der Schönheit Glanz
Auf hoher Warte, nah den Gletschern droben.

So friedlich ruhn auf deinen grünen Auen
Die braunen Hütten ringsumher zerstreut,
Ein Bild der Anmut und der Lieblichkeit,
Wohin das Auge immer nur mag schauen.

Hellgrüne Lärchen, dunkle Tannen säumen
Die Bergeshänge, ernsten Pilgern gleich.
Hoch von der Gletscher eisumschlossnem Reich
Dem Tale zu die wilden Wasser schäumen.

Lawinen donnern von den Bergen nieder,
Sanft klingt der Herdenglocken Melodie.
Es eilen sich in froher Harmonie
Der Winde Rauschen mit des Bergbachs Lieder.

Mein Saas-See du, hier möcht' ich immer wohnen,
Hier fand mein Herze Frieden allezeit,
In deiner grünen Wälder Einsamkeit,
Auf deiner Berge firnbeglänzten Thronen.

D. Braun.

Gedanken zum Ersten August.

Wir feiern am ersten August die Geburtsstunde unseres Freistaates. Das Datum ist umstritten. In der lateinischen Urkunde des Ersten Bundesbriefes steht bloß: „Gegeben im Anfang August anno domini 1291“; man kann annehmen, es sei der Bundeschwur am 1. August 1291 geschehen; es könnte aber auch der 2. und 3. August gewesen sein. Daß der Bundesbrief von 1291 nicht das erste Bündnis

der Urschweizer gewesen ist, kann aus diesem selbst gelesen werden. „Wir stiften keinen neuen Bund; ein uraltes Bündnis ist's von Väterzeiten, das wir erneuern“, läßt schon Schiller nach Regidius Tschudi und Johannes Müller seinen Stauffacher sagen. Es ist also — genau genommen — nicht die Geburtsstunde der Eidgenossenschaft, die wir an unserem Nationalfest feiern, sondern der Taufakt: 1291 wurde das alte Bündnis erneuert und schriftlich formuliert. Aber es steht noch schlimmer. Nicht nur das Datum, sondern der Bundesbrief selbst wird in neuester Zeit von den Gelehrten angefochten. Sie haben herausgebracht, daß die Urkunde im Archiv zu Schwyz bis zum Jahr 1415 in der österreichischen Feste Baden verwahrt war; erst mit deren Eroberung kam sie in den Besitz der Eidgenossen. Und ein Dozent der Eidg. Technischen Hochschule, der Ungar Dr. Weizs, stellt nun sogar die Behauptung auf, unser sogenannter „Erster Bundesbrief“ sei nichts mehr und nichts weniger als ein Bündnis der drei Waldstätte mit dem österreichischen Herzog. Zur Stunde ist die Frage, wie es um diese neue These der Schweizerischen Geschichtsforschung steht, noch nicht abgeklärt. Die vor Jahresfrist in der „Neuen Züricher Zeitung“ zwischen Dr. Weizs und Professor Karl Meyer geführte Polemik wurde abgebrochen im Hinblick auf das von Weizs in Aussicht gestellte Buch.

Für die Sache selbst ist dies ein müßiger Gelehrtenstreit. Das innere Wesen des Ersten August wird dadurch nicht berührt. Wir feiern an unserem Nationalfest unsere Freiheit, unsere Demokratie. Es ist die schweizerische Eigenart dieser Demokratie, daß sie nicht mit einem Revolutionsakt begonnen hat, sondern aus der Natur des Landes heraus entstanden ist. Den Beginn dieses Vorganges ergründen zu wollen, kann verglichen werden mit dem Forschen der Gelehrten nach dem Ursprung des Lebens. Sicher ist, daß an den matten-, wald- und felsenreichen Gestaden des Bierwaldstättersees die Entstehungs- und die Wachstumsbedingungen für ein freies Staatswesen so günstig waren, daß eben die junge Eidgenossenschaft dort entstehen konnte, ja entstehen mußte, trotz aller Hemmungen und Bedrohungen.

Doch diese Gedankengänge sind schon oft genug abgewandelt worden. Nicht die Entstehung unserer Demokratie steht heute zur Diskussion, sondern geradezu diese selbst. Es ist für Europa gar nicht so selbstverständlich, daß für die Völker die Selbstregierung die ideale Staatsform bedeutet. Der Fascismus, der sich zur Diktatur bekennt, macht heute Schule. Es gibt Politiker, die sogar Frankreich, das klassische Land der demokratischen Revolution, auf diesem Wege schreiten sehen. Die letzten politischen Vorgänge in Paris scheinen ihnen recht zu geben. Eduard Herriot wird vielleicht in der Geschichte einst als der letzte Anwalt der Demokratie am Vorabend der Diktatur gelten. Bemühend, fast tragisch war sein Abgang von der politischen Schaubühne. Mit eifrigem Schweigen wurde sein bewegter Appell für die Rechte des Parlaments und des Volkes aufgenommen. Die Hüter dieser Rechte glaubten schon selbst nicht mehr an die Nützlichkeit der Demokratie und hatten sich innerlich schon von ihr ab- und dem Diktator zugewandt. Dieselbe Kammer, die wenige Tage vorher Caillaux wegen seiner Forderung nach Vollmachten abgelehnt, begrüßt heute Poincaré, den Mann der starken Hand, des fühlenden Verstandes und der eisernen Notwendigkeiten. Die französische Diktatur wird kaum zur fascistischen Urform ausreifen, und Mussolini wird vermutlich Poincaré nie ans Bruderherz drücken, weil die politischen Ziele des nationalistischen Italiens die des nicht weniger nationalistisch fühlenden Frankreichs stark kollidieren. Aber der Duce hat immerhin die Genugtuung, daß sich wieder einmal seine These von der Unzulänglichkeit der demokratischen Staatsform bewahrheitet hat.

Es gibt sogar bei uns Anhänger dieser These. Ihnen, den Schweizerischen Mussolinifreunden, aber auch denen, die ihren Blick nach Moskau gerichtet haben, möchten wir zurufen: Tut einmal die Augen auf! Vergleiche unsere Zustände mit denen des Auslandes! Urteile dann, ob ihr tauschen wollt!